

Leseprobe aus:

Martin Rassau, Volker Heißmann

Waltraud



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Inhalt

- 9** Einleitung
- 11** Im Zugabteil
- 28** Bad Kissingen
- 44** Im Hotel
- 48** Grafflmarkt
- 51** Beim Zahnarzt
- 54** Das Tischwaschbecken
- 58** Die neue Frisur
- 62** Fliegerpech
- 68** Zu Gast bei Mariechen
- 75** Hochzeitsmonat
- 79** Touristen in Nürnberg
- 88** Krankenhausbesuch
- 95** Oper Nürnberg
- 105** Mallorca, olé
- 113** Mörbisch
- 116** Die Kaffeefahrt
- 122** Beim Italiener
- 136** Flecken über Flecken
- 144** Klassentreffen
- 152** Mariechens Männer
- 157** Spaziergang

- 
- 163** Geschenke
 - 168** Kreuzfahrt
 - 183** Casablanca
 - 195** Mariechen erzählt von ihrer Geburt
 - 198** Wie man Bären bindet – Mariechen erinnert sich
 - 201** Fleischsalat
 - 203** Nachwort und Dank

Einleitung

Liebe Leserinnen und Leser,

in der Tat, das Leben ist kein Fleischsalat, das mussten meine Freundin Mariechen und ich immer wieder feststellen. Im Laufe unseres langen Lebens und unserer noch längeren Freundschaft haben wir vieles gemeinsam, aber auch alleine durchgemacht. Jetzt, auf meine alten Tage, habe ich mir gedacht, ich muss einmal niederschreiben, was in unserem Leben so passiert ist. Keine Angst, das wurde kein langer Roman, vielmehr gibt es große und kleine Episoden aus dem Leben zweier rüstiger und fränkischer Witwen.

Und da wir nicht nur in Franken geboren sind, sondern hier auch sehr zufrieden leben, werden Sie unsere Sprache in diesem Buch kennenlernen. Ich hoffe sehr, Sie kommen damit zurecht. Wir haben da nämlich so unsere Eigenheiten, über die man beim Lesen gern mal stolpert. Ein T kennen wir gar nicht, wir sprechen dies immer schön weich aus wie ein D, so wird dann zum Beispiel aus dem Wörtchen «jetzt» ganz schlicht «edz». Zum Einstieg können Sie ja schon mal üben: «Dodä-didiDoddndoddnhi» («Da würde ich die Torte dorthin tun»). Aber eine Ausnahme gibt es: Beim Senf hängen wir ein knall-

hartes T hinten an, sodass es ganz scharf heißt «Senft». Sollten Sie das eine oder das andere einmal nicht richtig lesen können, fragen Sie einfach einen Franken. Den werden Sie bestimmt irgendwo in Ihrem Umfeld haben, denn Franken sind eigentlich überall.

Ich wünsche Ihnen ganz viel Vergnügen bei dieser leckeren Lektüre, und nehmen Sie nicht alles zu ernst, was hier steht. Ein bisschen Spaß müssen Sie schon verstehen, nicht umsonst sagen wir immer: «Wer keinen Spaß versteht, der soll sich einen Blumenstock holen, zum Friedhof gehen und warten, bis er dran ist.»

Ihre Waltraud Lehneis nebst Freundin Mariechen Betzold

Im Zugabteil

Mein ganzes Leben hab ich nun in Fürth zugebracht und bin immer stolz auf diese Stadt gewesen. Doch jedes Mal, wenn ich umweltfreundlich die Deutsche Bahn nutze, beginnen meine Zweifel. Denn von der Bahnführung wird meine Heimatstadt gnadenlos ignoriert. Haben die etwa vergessen, dass die erste deutsche Eisenbahn am 7. Dezember 1835 von Nürnberg nach Fürth gefahren ist – und auch wieder zurück? Und das Ganze planmäßig, mit so gut wie keiner Verspätung? Heute, einhundertsechundsiebzig Jahre später, steht in Fürth ein fast schon verlassener Bahnhof, wo es nicht einmal öffentliche Toiletten gibt. Anscheinend denkt man bei der Bahn: Wo kein Zug hält, muss auch niemand Wasser lassen!

Ignoriert wird auch, dass Fürth in Bayern zu den Großstädten zählt, mit immerhin fast 115000 Einwohnern. Und es ist nicht umsonst die sicherste Großstadt des Freistaats, selbst Verbrecher meiden sie. Außerdem, wenn wir schon dabei sind, war unser Fußballverein – die Spielvereinigung – dreimal Deutscher Meister! Gut, das ist schon ein paar Jahre her: 1914, 1926 und 1929, aber da war das Mariechen immerhin schon ein Jahr alt!

Das aber lässt die Deutsche Bahn kalt, lieber mutet sie ihren

alten Fahrgästen zu, mühsam mit der U-Bahn nach Nürnberg zu fahren. Erst dort findet man Anschluss an das internationale Schienennetz, sofern man sich im Untergrund zurechtfindet und es schafft, nach oben zu gelangen.

Diese Hürde hatte ich genommen, und so stolzierte ich neu-lich in das nagelneue Kundencenter, um mir eine Karte nach Bad Kissingen zu kaufen. Der 120 km entfernte Kurort gehört zu unseren bevorzugten Ausflugsorten. Ob Mariechen auch den Zug nahm oder mit dem Fahrrad dorthin kam, war mir ganz egal. Irgendwann würde ich sie schon treffen. Als Bahn-Komfortplus-Besitzerin mit reichlich Vorzügen ausgestattet, musste ich mich nicht an den endlosen Warteschlangen der normalen Schalter einreihen, sondern konnte mich direkt an den BahnKomfort-Counter begeben. Etwas verwundert war ich schon, dass dort keine Menschenseele vor mir war, und damit meine ich nicht andere Kunden der Bahn, sondern Mitarbeiter. Ganz hinten in einem Büro entdeckte ich hin und wieder einen Kaffeebecher tragenden Angestellten, der aber keine Anstalten machte, mich bevorzugt zu behandeln. Erst auf mein lautes und deutliches Rufen: «Komm vor!», reagierte er sehr verschreckt. Nun wurde mir klar, warum es «Bahn Komm Vor plus» heißt!

Überraschenderweise dauerte der Ticketkauf gar nicht so lange, wie ich befürchtet hatte, und so spazierte ich noch sehr vergnügt durch die Unterführung zu meinem Bahnsteig. Nicht nur das Kundencenter war modernisiert, sondern der ganze Bahnhof: Es gab Rolltreppen zu den Bahnsteigen! Endlich hat man an ältere Menschen gedacht, schoss es mir durch den Kopf. Im selben Augenblick sah ich das Hinweisschild: «Auf der Rolltreppe müssen HUNDE getragen werden!»



Trotz Hauptbahnhof kein Zug weit und breit – nicht mal in den Katakomben.

Ich stutzte einen Moment. Wo nehm ich edz verdammt numol su spondan an Hund her? Doch da entdeckte ich hinter mir eine kleinwüchsige Frau mit Strubbelhaaren, die einen Cockerspaniel hinter sich herzog. Nutzt nix, dachte ich, ich hob ja a Fohrkarddn mit Zugbindung, ich mou edz dou naaf. Und schon hatte ich den Hund samt Leine an mir und fuhr die Rolltreppe nach oben. Die Frau hat sich zwar etwas gewehrt, aber sie hätte ja auch die Leine loslassen können. Ich hab nur BUM, BUM, BUM hinter mir gehört, mehr weiß ich nicht von der Frau, schließlich musste ich mich um den Hund kümmern, der sich, kaum dass wir oben am Bahnsteig waren, losriss und davonlief. Ich rannte keuchend hinterher, erst kurz vor dem

Bahnsteigende setzte er sich vor eine Art Telefonzelle und verrichtete mit verkniffenen Augen sein Geschäft.

Egal, schließlich war es nicht mein Hund. Aber diese Zelle, wo anscheinend die Durchsagen für den Bahnhof gemacht wurden, erregte mein Interesse. Ich blickte mich um: Weit und breit kein Mensch zu sehen. Um mir die Wartezeit auf den Zug zu verkürzen, sprang ich in die Zelle, schaltete das Mikrofon ein und rief mit sonorer Bahnhofsvorsteherstimme: «Sehr geehrte Fahrgäste auf Gleis 1–17, bitte beachten Sie: Der Zug fährt heute quer ein!» Plötzlich war ein turbulentes Leben auf den Bahnsteigen, ein Gedrängel und Geschubse, wie man es nur bei den Sommerschlussverkäufen früher gesehen hat. Für eine Weile fühlte ich mich glänzend unterhalten.

Doch auf Züge muss man immer länger warten, als man eigentlich gedacht hat. Nachdem ich vor lauter Langeweile sämtliche Wagenstandsanzeiger auswendig gelernt hatte, lief mir ein Bahnbediensteter über den Weg. Mit meinem Regenschirm erwischte ich ihn am linken Oberarm und zog ihn ganz nah an mich heran.

«Sogns amol», grollte ich, «wäi lang dauerdn edz des, bis der Zug nach Bad Kissingen kummt?»

Er kniff die Augen zusammen und öffnete kaum merklich seinen Mund.

«Konn nimmer lang dauern, die Schienen liegn scho da», brummte er mit fränkischer Freundlichkeit und ging weiter.

Bevor ich ihm noch einige Unverschämtheiten hinterherrufen konnte, rollte der Zug ein. Da Bad Kissingen wahrlich keine Weltstadt ist, hält es die Bahn auch nicht für nötig, auf der Strecke dorthin moderne Züge einzusetzen, sondern belässt es bei schon fast historischen Uraltwaggons mit den al-

ten dreisitzigen pseudoledrigen Bänken, dem obligatorischen Bilderdruck aus fernen Zeiten und der viel zu hohen Gepäckablage. Um meinen Rollkoffer dort hinaufzuwuchten, musste ich Turnübungen vollführen: Ich stieg mit den Knien auf die beiden herunterklappbaren Armlehnen, hielt mich mit einer Hand an der Gepäckstange fest und schmiss ihn mit einer gekonnten Rückhand nach oben. Dabei verlor ich das Gleichgewicht, rutschte ab und schlug mit dem Kopf auf dem bereits ausgeklappten Vesperbrettchen auf. Etwas verdellt, aber sonst unbeschadet rückte ich mein Zebraleid zurecht und nahm an der Abteiltür Platz. Durch den jahrelangen Einsatz des Zuges war die Polsterung bereits so abgegriffen und speckig, dass ich langsam von der Bank zu rutschen drohte. Nur in einer kerzengeraden, aufrechten Sitzposition gelang es mir einigermaßen, die Stellung zu halten.

Während der Zug aus dem Bahnhof rumpelte und ruckelte, überfiel mich eine angenehme Müdigkeit; ich schloss die Augen und begann einzuschlafen. Das heißt, ich wollte einschlafen, hätte mich nicht ein dumpfer Schlag gegen die Abteiltür sofort wieder geweckt. Erschrocken blickte ich durch die Glas-tür und sah sie: Mariechen! Mit einer hässlichen blassblauen Handtasche und einem noch viel hässlicheren künstlichen Friedhofsgesteck mit Tannenzapfen und Christrosen. Ohne einen Gruß rumpelte sie an mir vorbei, setzte sich ihre Reisetasche auf den Kopf, stemmte sich in die Höhe und verstaute sie auf der Gepäckablage. Beim Herabsteigen raffte sie ihren Rock, sodass man nicht nur ihre käsigen Schenkel zu sehen bekam, sondern auch die geblühten Damenkniestrümpfe mit dem blauen Abschlussrand. Sie plumpste in ihren Sitz und richtete sich ganz ungeniert die Strümpfe.

«Wou host denn du däi Strümpf her? Sind die nu vom Fasching übrig bliebn?», fragte ich meinerseits statt einer Begrüßung.

«Däi sind edz voll modern! Mit blauen Rand – damit mer sieht, wo däi Strümpf aufhöörn!», nuschelte sie ganz überzeugt, während sie weiter herumnestelte.

Erst jetzt bemerkte ich, dass Mariechen überhaupt sehr seltsam gekleidet war, als ob sie in ihrem Schrank danebengegriffen hätte: Der Rock war mit wild umherfliegenden Schmetterlingen gemustert, und die florale, blütenübersäte Bluse hätte auch Dirk Bach im Dschungelcamp tragen können.

«Wäißt widdä rumläfst», schimpfte ich, «wäi a Gaasbuck im Melkamerla.»*

Mariechen fasste dies keineswegs als Beleidigung auf, sondern hatte mal wieder eine Erklärung auf ihre ganz eigene logische Art. Und während sie ihren Rock leicht anhub, damit man einen leichten Blick auf ihre hautfarbene Unterhose erhaschen konnte, erklärte sie: «Des is doch ganz einfach, däi Schmetterlinge fliegn in den Dschungl zum Wasserfall!»

«Hast du edz a Inkontinenzproblem?»

«Schmarrn!» Sie schüttelte empört den Kopf. «Ich bin doch evangelisch!»

Mit dieser Antwort hatte ich nun wirklich nicht gerechnet und wollte auch nicht weiter auf dem Thema herumreiten. So blickte ich einfach aus dem Fenster. Mariechen kramte in ihrer Handtasche und beförderte allerlei nutzlose Sachen heraus, die sie, ohne näher hinzusehen, neben ihrem Trockengesteck ablegte.

* Wie ein Ziegenbock im Melkeimer.

Als wir gerade durch Fürth fahren, fiel mir etwas ein: «Sochamol, hob ich dich vurgestern net in der Stadt drinna gsehen?»

«Nein!»

Ohne ihren Blick zu heben, leerte sie weiter die Tasche aus. Ich war mir aber ziemlich sicher, sie gesehen zu haben.

«Nadürlich warst du in der Stadt, do am Eck vo der Hirschnapothekn warst, miid zwaa Plastikdüd'n miid am langer Ding drin.»

«Was du widdä gsehen hom willst.» Sie schaute ärgerlich hoch. «Dees war ich net. Wall ich wor am Middwoch in der Stadt!»

Irritiert blickte ich wieder aus dem Fenster, dachte einen Moment nach.

«Ja, du Dolln, vurgestern wor doch Middwoch!»

«Gestern war vurgestern Diensdooch.» Mariechen verdrehte kurz die Augen, stopfte alle herausgewählten Sachen zurück in ihre blassblaue Handtasche und schloss sie.

«Und am Diensdooch ist morgen Middwoch!», versuchte ich, ihrer Logik zu folgen.

«Und übermorg'n is Samsdooch. Und», so setzte sie noch hinterher, «ich wor am Middwoch in der Stadt!» Bevor ich darauf reagieren konnte, warf sie mir entgegen: «Und do hob ich dich gsehen, wiesd an mir vorbeigrauscht bisd. Do am Eck vo der Hirschnapothekn! Ich wor dogstand'n miid zwaa Plastikdüd'n miid am langer Ding drin!»

Es hatte keinen Sinn, weiter nachzufragen. Ich war die Schuldige, die sie nicht gesehen hatte! Doch schon setzte Mariechen nach mit einem ihrer typischen Themenwechsel.

«Und am Samsdooch hom mir mit der Kirch an Ausflug gmacht, mit am ganz uraldn, klapp'righn, rotn Reisebus, nauf

nach Bamberg, wor fei* arch schäi! Do simmer sogar in den Dom nei.»

«Ihr als Evangelische hobt do neigedurft?», provozierte ich sie.

«Mir hom a gutgehende Ökonomie, do dürfn mir uns scho a weng errodisch verlustieren. Obbä eure katholischn Pfarrer, däi dürfn net, wechem Zölibat!»

«Dürfn dürfns scho, blouß erwischn lassn, dürfn sie sich net!»

Sie ignorierte meinen kleinen Spaß und fing wieder an, ihre Handtasche auszuräumen.

«Dees mit dem Zölibat is doch ircherdwie überholt, vielleicht änderns des ja amol. Ich mein, ob's die jetztichen Pfarrer nu erleben, glaub ich zwor net, obbä deren Kinder bestimmt.» Bevor ich da etwas richtigstellen konnte, meinte sie noch leicht empört: «Und der eine Pfarrer scheints richtig nötig ghabt zu hom! Der is mir fei ...» Sie beugte sich zu mir rüber und flüsterte geheimnisvoll: «... also der eine Pfarrer ist mir sogar nochglaufn! Wergli, nochgrennt scho fast ... bis naus aufs Klo!» Damit setzte sie sich aufrecht hin und erwartete gespannt meine Reaktion.

«Warum gähst denn du a in der Sakristei aufs Klo?»

«Doch net in der Sakristei! Do im Kirchenschiff hobt doch ihr links und rechts die Klohäusla.»

Ich ahnte Schlimmes.

«Des sind doch die Beichtstühle, da kann mer doch bloß knien!»

* «Fei» ist ein Füllwort, das im Fränkischen gern verwendet wird. Es heißt so viel wie «bestimmt», «gewiss», «wirklich» oder «aber».

Sie nickte leicht mit dem Kopf: «Dees gäiht fei bläid, soch ich dir.»

Ich schluckte. Sollte sie wirklich ...? Plötzlich wurde mir auch etwas anderes klar.

«Edz was ich a, wer bei uns in St. Heinrich im Weihwasserbeckn seine Haar gwaschn hot. Do steht ja nu es Fläschla midm Apfleshampon!»

Anstatt verschämt zur Seite zu blicken, nahm Mariechen den Hut vom Kopf und schüttelte ihre Haare. Apfelduft wehte mich an.

«Der is fei recht groß, der Salon Heinrich», meinte sie nur und setzte den Hut wieder auf. Dann blätterte sie in der mitgebrachten *Musikantenstadlpost*.

Mariechen – eine Kirchenschänderin! Wie sollte ich so was dem Herrn Pfarrer erklären? Vielleicht wäre es auch besser, vorerst sonntags eine andere Kirche aufzusuchen, bis Gras über die Sache gewachsen war. Dieser Gedanke beruhigte mich halbwegs. Mein Blick fiel auf das seltsame Trockengesteck, das noch neben Mariechen auf dem Sitz lag. Was wollte sie bloß damit? Ich versuchte es erst mal mit einer unverfänglichen Frage.

«Wo willst denn in Kissingen hin?»

«Zum Friedhof.»

Sie war inzwischen beim Semino-Rossi-Mittelseitenposter angelangt und betrachtete es verzückt. Ich war erstaunt. Hatte ich irgendeine Traueranzeige in der Tageszeitung übersehen? Mir war kein aktueller Todesfall bekannt.

«Soso, zum Friedhof», murmelte ich. «Wer is na gestorbn?»

«Na du!», antwortete sie trocken und nestelte an den Heftklammern, um das Poster aus dem Magazin zu lösen.

Ich glaubte, mich verhört zu haben.

«Iiiiich? Ich bin doch net gestorbn, ich leb doch noch!»

Sie kramte nach ihrer Nagelfeile, da sich die Heftklammern ziemlich heftig an das Magazin klammerten.

«Des mahnst du!» Mit einem dumpfen Stöhnlaut gelang es ihr endlich, die Klammern zu öffnen. Sie entnahm das Poster äußerst sorgfältig und strich es auf dem Ausklapptisch glatt.

«Ich bin doch net gestorbn!», wiederholte ich.

«Des wor obbä in der Zeitung gstandn», beharrte Mariechen. «Und zwar in die Fürther Nochrichdn. Bei die Gstorbner!» Nun legte sie das Poster fein säuberlich zusammen. Aufgebracht riss ich es ihr aus der Hand.

«Du bist doch su eine Dolln! Des wor doch vo meine Enkel däi Geburdsdoochsanzeich zu meim Fünfersiebzigtstn», schnauzte ich und schmiss ihr den Semino Rossi vor ihre hässlichen Schuhe. Sie blickte mich kurz mit einem messerscharfen Blick an, bückte sich nach dem Poster und streifte es wieder glatt.

«Obbä es war a schwarzer Rand drumrum.»

Auf meinen Einwurf, ich säße ihr doch leibhaftig gegenüber, reagierte sie überhaupt nicht.

«Sei halt net eigschnappt, Mariechen», versuchte ich es im Guten, «blouß wall ich net gestorbn bin. Ich dou dir doch net jedn Gfalln!»

Doch ihre Trotzigkeit blieb, sie schwieg und kümmerte sich nur noch um ihr Poster, das sie überraschenderweise in der Mitte auseinanderriss und in den Abfallkorb warf: «Und den hob ich nu nie leidn könnna!»

Bevor die Stimmung im Abteil noch frostiger wurde, versuchte ich, sie etwas abzulenken.